

„Wer Feuilletonist werden will, ist schon der falsche“

Ernst A. Grandits (3sat) im Gespräch mit Helmut Schödel an der Leipziger Buchmesse

Grandits: Stirbt das Feuilleton aus, Herr Schödel?

Schödel: Kommt darauf an, was man darunter versteht. Feuilleton ist ja heute eine Mischung aus gehobenstem Essayismus und Rezensionsbürokratie. Was fast vollkommen untergegangen ist, ist der Autorenjournalismus. Man muss nur in eine Zeitungsredaktion gehen und sich die Leute anschauen. Früher kamen aus der Tür des Feuilletons ganz andere Typen raus als aus der Wirtschaft. Es war auch menschlich unterscheidbar. Heute sehen alle gleich aus, und zwar so, als ob sie gleich die nächste Sparkassenfiliale übernehmen wollten.

Der Feuilleton-Forscher Ernst Eckstein hat 1876 formuliert: Echtes Feuilleton wird nicht gemacht, sondern erlebt.

Darum geht es: um persönliches Denken, um Lebenserkundung. Journalist zu werden, ist eine Entscheidung für eine Art zu leben. Das möchte ich in den Texten spüren. Davon ist vieles dahin. Und da ist man auch schon bei der Reportage. Die geht natürlich mit dem Autorenjournalismus auch den Bach hinunter, weil sie zwei Dinge braucht: Zeit und Geld. Für beides hat man bei Verlagen gar kein Verständnis mehr. Da lesen sich dann auch Reportagen in seriösen Zeitungen, als wären sie aus Informationen aus Pressekonferenzen zusammengestrickt, und das will man auch nicht mehr lesen.

Heute hat ja eine völlige Vereinheitlichung stattgefunden, auch der einzelnen Textsorten des Feuilletons. Theaterkritik galt früher als die Königsdisziplin des Feuilletons, am schwersten herzustellen. Eine Filmkritik können Sie am Film überprüfen, eine Buchkritik am Buch, aber Sie können ja nicht ständig den Theateraufführungen nachreisen. Als Theaterkritiker muss man ein Erlebnis vermitteln können, muss man über eine Sprache verfügen. Natürlich ist der Platz auch gar nicht mehr da. Sie können heute, wenn Sie verurteilt sind, sich auf nicht mehr als 150 Zeilen zu äußern, zu keinem komplizierten Gedanken mehr ansetzen. Das müssen Sie gar nicht erst versuchen.

Im heutigen Feuilleton werden die literarischen Formen des Erzählens von den sogenannten Debatten verdrängt, bei denen sich Experten und solche, die sich dafür halten, äußern. Wieso ist das so?

Weil man immer noch nicht begriffen hat, dass die Expertenkultur uns dahin geführt hat, wo wir sind. Man versucht sich immer noch bei Experten Rat zu holen und an ihrem Wissen festzuklammern. Das ist sehr gefährlich. Für einen Essay gibt's zwar mehr Platz als für eine Theaterkritik, aber auch nicht genug für eine wirkliche Auseinandersetzung. Ich frage mich sowieso, wie lange der Mensch heute einem Text ohne Bildunterbrechung folgen kann. Beim Fernsehen, wenn Politiker sich äußern, gilt: 1 Minute 30.

Subjektivität ist beim klassischen Feuilletonisten das Entscheidende. Bei Ihrem Portrait von Ernst Molden, das dem Buch den Titel gegeben hat, „Der Wind ist ein Wiener“, ist mir so eine Wienerische Formulierung eingefallen: „I borg dir meine Augen.“ André Heller hat sie ergänzt mit: „Kannst aus mir ausseschaun.“

Es ist gibt für einen Feuilletonisten zwei wichtige Sachen. Erstens muss man bereit sein, sich auf ein anderes Leben einzulassen, sich hineinzudenken und mit dieser Kenntnis, mit dieser Erfahrung als Übersetzer tätig zu werden. Dazu ist eine eigene Sprache nötig. Das kann das Feuilleton. Das heißt nicht: den anderen Menschen zu interpretieren, sondern ihn als Menschen zu übersetzen, verständlich zu machen. Auch ihn zu erfinden. Ich war immer der Meinung: Jemand, der schreibt und etwas geworden ist, hat jemand gefunden, der ihn erfunden hat. Das ist die erste Voraussetzung, um in diesem Kulturbetrieb andocken zu können.

Wer war das bei Ihnen?

Das war damals Benjamin Henrichs, der mich zur „Zeit“ geholt hat.

Im 19. Jahrhundert hat man den Feuilletonisten auch als Spielart des Philosophen gesehen.

Die Philosophie des Konkreten: Können Sie damit etwas anfangen?

Wenn ich schreibe, gehört es zu meinen Aufgaben, die Interpretation anderen Leuten zu überlassen. Das darf mich überhaupt nicht interessieren, und ehrlich gesagt interessiert es mich auch nicht. Schon bei meinem ersten Sammelband hieß es: Ist das Journalismus oder ist es schon Literatur? Das ist mir doch so was von egal. Es ist genug Arbeit, über dreißig Jahre nicht unter ein bestimmtes Niveau zu fallen, nicht unter den eigenen Anspruch, und einigermaßen wahrhaftig zu bleiben und sich nicht zu verraten.

Noch einmal gefragt: Stirbt das Feuilleton aus?

Wenn es so weitermacht, kann ichs nur hoffen. Nein, im Ernst: Wenn wir aus der kalten Zeit des Betrugs, die wir heute haben, wieder herauskommen, werden wir wieder Erfahrungen machen, werden wir wieder eine Sprache entwickeln wollen, die über das Normierte hinausgeht.

Was würden Sie einem jungen angehenden Feuilletonisten mitgeben?

Ich beantworte so etwas gern zynisch: Wer es werden will, ist schon der falsche. Aber ich glaube, das Wichtigste ist: den Mut zu haben, ein Leben zu leben und sich am Leben zu beteiligen und eine Sprache dafür zu entwickeln, es anderen mitzuteilen. Das ist nicht ganz einfach.

Ein evangelischer Pfarrer hat neulich einen Essay geschrieben: Ist das Feuilleton die Predigt von heute?

Ja, so schaut's auch aus.

Gibt es so etwas wie historische Konjunktoren des Feuilletons?

Ich kenn mich historisch nicht besonders aus. Ich hab zwar zuerst Literatur studiert, aber seit ich mich entschieden hatte, Feuilleton zu machen, wollte ich einen eigenen Weg finden und mich nicht an irgendwelchen anderen Sachen orientieren. Ich hab mich deswegen auch nicht mit anderen Texten befasst, sondern einfach losgelegt. Das ist auch so meine Art. Jetzt komm ich langsam ins Alter, wo ich denke, jetzt könnte ich mal ein paar Sachen nachlesen.

Krisenzeiten müssten eigentlich gute Zeiten für den Feuilletonisten, für den beobachtenden Teilnehmer sein.

Ich denke, wir haben heute eine ganz andere Krise beieinander, als wir sie von früher kennen. Es ist ein fundamentales Versagen der Gesellschaft an allen Stellen. Es ist alles so heruntergekommen! Das gilt natürlich auch für das Feuilleton.

Solange solche Geschichten wie Ihre erscheinen, kann es um das Feuilleton nicht so schlecht bestellt sein.

Dazu müssen Sie bedenken: Der Großteil der Texte, die in diesem Buch stehen, ist zwar feuilletonistisch geschrieben, aber nicht im Feuilleton erschienen, sondern in der SZ auf der Seite 3 oder in der Wochenendbeilage. Oder im „Freitag“ von Jakob Augstein, der in die Monotonie der gleichen Themen, der gleichen Sprache wieder mehr Abwechslung bringen will. An diesen Orten darf man zum Beispiel ich sagen, was man sonst in Reportagen nicht darf.

Die Angst vor dem Ich ist wahrscheinlich etwas sehr Deutsches.

Ich hatte noch nie Angst vor dem Ich. (lacht) Man soll ja immer eine Scheinobjektivität herstellen. Die stellt man her, indem man die Subjektivität verleugnet.

Kann man sagen: Der Standpunkt des Feuilletonisten muss wie die Grundierung einer Leinwand sein, aber nicht hervorleuchten als Anliegen?

Ein Feuilletonist sollte meiner Meinung nach erzählen. Aus der Erzählung muss sich eigentlich alles ergeben, da muss man keine Fazits ziehen, keine Parolen herumschicken. Alles ergibt sich aus dem Text. Der Text ist die Botschaft.

Ist es für Sie eine Lust, Reportagen wie die über Helmut Berger zu recherchieren und zu schreiben?

Ich habe mich nun einmal mit 16, 17 entschieden, dass ich am sozialen Leben, so wie es ist, nicht teilnehmen möchte. Da hab ich gedacht: Ich erklär es zur Recherche und werde Journalist. Das ist natürlich bisweilen schon aufwendig und aufreibend, nicht nur lustvoll, siehe Helmut Berger.

Gibt es Kriterien, nach denen Sie eine Geschichte wählen? Oder wählt die Geschichte Sie?
Wählt mich? Da wollen wir die Sache doch am Boden lassen. (lacht) Irgendwie hab ich eine Nase dafür. Ich hab jetzt wieder fast ein Buch fertig über Single-Bauern in Niederösterreich, die Messies geworden sind. Da hatte ich eine Information und wusste gleich: Hier ist was los. Da ergibt sich dann eines aus dem anderen. Man bekommt so ein Gespür dafür.

F. J. Raddatz würde die Eingangsfrage wahrscheinlich mit einem glatten Ja beantworten.
Der hat ja auch zu meinen Texten mit einem etwas verächtlichen Lächeln gesagt: recherchefeuilletonistisch. Er wollte immer den Essay.

Gibt es neben Ihnen noch einen anderen Überlebenden des klassischen Feuilletons?

Es gibt eine unbestreibare Größe: Gerhard Stadelmaier von der F.A.Z. Man muss nicht in allem seiner Meinung sein, aber seine Texte zu lesen ist ein eigenes Erlebnis. Er setzt dem Theaterabend, der ja nicht allzu oft ein Kunstwerk ist, ein eigenes Kunstwerk entgegen.

Wie ist der Untertitel des Buches gemeint: Reportagen für morgen?

In einer Zeit, die ihre Wertvorstellungen so völlig verloren hat, enthält das Buch Beispiele von Charakter, Moral, Weltsicht. So ist es gemeint.

(Das Gespräch fand am 15.3.2012 statt. Copyright: Müry Salzmann Verlag)